

**Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main**

Titel :	Hansson, Ola : Friedrich Nietzsche
Beilagen :	
Erscheinungsort:	Leipzig
Seitenzahl :	30 S.
Erscheinungsjahr:	
Format :	13,5 x 20,5 cm
Jahrgang :	
Signatur d. Orig. :	Bio 434/725
Masterfiche :	MP 21206 a
Duplikat :	MP 21206
Aufnahme-Faktor:	24
mikroverfilmt am :	21.10.2008
durch :	ALPHA COM Sachsen

Bio

434

725



Im L. Belle Buchhandlung



Bio * **Friedrich Nietzsche.**

Seine Persönlichkeit und sein System.

Von

Ola Hansson.

LEIPZIG.

Verlag von **A. W. Fritzsch.**

Buchhandlung
FRANKFURT a. M.

2 Kaiserstrasse 2

Bio 434/725

Von Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig genehmigter Separat-Abdruck
aus der in dessen Verlage erscheinenden Monatsschrift „Unsere Zeit“.

6806



[1890.]

N₁

Es giebt nichts, dem Nietzsche's Dichtung so ähnlich ist, wie dem Meer, dem grossen Meer.

Das Meer, — das ist der endlose Fernblick, das Symbol der Unendlichkeit, das Grenzenlose für Auge und Gedanke. Das Meer, — das ist der beständige Wechsel, der unsterbliche Proteus, der sich jeden Augenblick häutet und sich noch niemals in die Hände des Verstandes gab. Das Meer, — das ist das Unergründliche, das mystisch Lockende, die Daphne, der die Menschheit von Ewigkeit her nachsetzte, und die sich Mal auf Mal fangen liess, um den Liebenden zu narren, der sich glücklich glaubte, und ihren Zauber aufs neue an anderen auszuüben. Das Meer, — das ist die grandiose Schönheit der Majestät in Mondscheinnächten, in Sturmtagen und Morgenröthen; — das grösste aller Raubthiere der Erde, ein sagenhaftes Raubthier, aus schäumendem Rachen brüllend, dass sein Echo über die Welt rollt; eine Riesenschlange, die sich um die Länder schnürt, glitzernd und blinkend in der Sonne in ihrer feuchten, blanken Haut. Das Meer, — das ist der grosse Einsame, der Eremit im Schweigen der Wüste mit jahrhundertlangen Monologen. Das Meer, — das ist, was da war seit dem Ursprunge der Zeiten, der Urembryo von allem Seienden, der trüchtige Allmutter schoss. Das Meer, — das ist das gierige wilde Thier, das Leben verschlingt, wie es Leben zeugt, gedankenlos, gleichgültig, unbekümmert; auf seinen langen Wogen rollt es Leichen und junges Leben durcheinander, Schönheit und Auswurf. Das Meer, — das ist der stolzeste aller Herren, dem alles gering ist, und der mit den Menschen spielt, wie die Riesen Kinder der Sage. Das Meer, — das ist schliesslich die ewige Gesundheit, das beste Salz und der Sauerteig der Geschlechter, das Bad, dem die Menschheit immer wieder verjüngt entsteigen kann.

Das alles ist das Meer. Darum giebt es nichts, dem Nietzsche's Dichtung so ähnlich ist, wie dem Meer, dem grossen Meer.

I.

In der Elite der Menschheit, die von den bahnbrechenden Geistern, den Culturheroen, gebildet wird, giebt es zwei Hauptgruppen und zwei Grundtypen. Einerseits jene, die einer Strömung raschere Fahrt geben und einen Zeitcharakter in schärferem Relief hervortreten lassen,

jene, die das Ideal abschliessen und vollenden, dem die ihnen zunächst vorangehenden Generationen zustrebten, jene, die sicherlich an der Spitze des grossen Zuges wandern, aber in der Richtung, die die Massen nehmen. Auf der anderen Seite stehen die, welche gegen den Strom schwimmen, die, welche sich der blind und im gewohnten Geleise vorstürmenden Menschheit entgegenstellen, um sie aus dem hypnotischen Schlafwandeln zu wecken, in dem sie dahinzieht, Augen und Gedanken auf einen blinkenden Punkt gerichtet, den sie so lange angestarrt hat, bis ihre Sinne sich unnebelten und die ganze Breite der Welt ausser diesem einen kleinen Punkt verschwand, — die Umschaffer der Grundwerthe, die Neubauer in der Cultur, die geistigen Entdeckungsreisenden, die der Entwicklung neue Bahnen weisen und dem Menschengeschlecht neue Suggestionen geben. Die ersteren bilden die Schlussglieder einer Kette, die sich durch vergangene Zeiten erstreckt und sich abgerollt hat; die letzteren bilden den anscheinend kleinen Knäuel, der sich erst abwickeln und der suchenden Menschheit den Weg im Labyrinth der kommenden Zeiten zeigen soll.

Die grossen Wegweiser, Vervollkommner, Anführer können heute ein schweres Loos haben, — aber sie sind sicher, dass eine treue Anhänger-schaar, die ihrer Spur gefolgt und in Kurzem von der Minorität zur Majorität emporgewachsen ist, sie morgen kanonisiren wird. Die Anderen, die Entdecker, die Propheten rechnen mit grösseren Zeiträumen. Sie gleichen Leuchtfeuern, die über das Weltmeer bis an den fernsten Horizont ihren Schein werfen, und ihre Scherworte erklingen anfangs in menschenleeren Wüsten gleich dem Flügelschlag der grossen Meervögel über unendlichen Wasserflächen. Die Einen sind gross, mit der Elle des Tages gemessen; die Anderen werfen ihren Schatten über Jahrtausende. Die Einen sind ein Haupt höher, als alles Volk; das sie umgiebt, und damit ist ihre Grösse gekennzeichnet. Die Anderen dagegen sind Riesengestalten, deren Scheitel das Gewölbe des Himmels berührt; auf der Grenzscheide der Culturepochen stehend, können sie in weiter Ferne von der anrückenden Menschheit gewahrt werden, und sie erscheinen ihr immer noch unwirklich kolossal, selbst wenn Jahrtausende vergangen und eine neue Riesengestalt schon an einem neuen Horizont emporgetaucht ist.

Ich habe diese Scheidung der grossen Geister der Menschheit in zwei Gruppen absichtlich aufgestellt und unterstrichen, weil ich glaube, dass Nietzsche's culturhistorische Bedeutung und Mission nur auf diese Weise präzisirt werden kann. Zu demselben Zweck kann man auch Nietzsche mit seinesgleichen unter den übrigen modernen Culturvölkern zusammenstellen. Frankreich hat in Taine einen ebenso typischen Träger des gallischen Rassencharakters hervorgebracht, wie England in Mill und Darwin typische Repräsentanten für den angelsächsischen. Taine's eigenthümlicher Einsatz in die menschliche

Cultur besteht darin, dass er bei Behandlung historischer Sujets die exacte Methode der Wissenschaft unserer Zeit und die concrete Anschaulichkeit, nach der die Kunst unserer Zeit strebt, mit einander verschmolzen hat. Mill's Ruhm und Wesen als Culturheros lässt sich dahin zusammenfassen, dass er, unter Wiederaufnahme der allgemein humanitären Prinzipien des achtzehnten Jahrhunderts, die ganze Demokratisierungsarbeit der Gegenwart auf allen Gebieten, den politischen, moralischen, socialen, in ein System gebracht und dieses wissenschaftlich begründet hat. Darwin's Grösse besteht darin, dass seine Production die Riesenblume ist, die das moderne Ideal für wissenschaftliche Forschung — gleich der Aloë, die nur alle hundert Jahre blüht — nach langem, langsamem Wachsthum endlich hervorgebracht, — das Ideal der nüchternen, factischen, begrenzten Verstandeswirksamkeit als die einzige Quelle und der einzige Weg zur Wahrheit. Alle diese drei Männer haben den Zeit-Charakter und die Zeit-Tendenz verkörpert, vertieft, vervollkommenet, zur Klarheit und Reife gebracht; sie stellen die Idealtypen der geistigen Mächte dar, die dem modernen Leben seine Physiognomie geben. Ihr Gegensatz liegt ein relativ kurzes Stück in der Entwicklung hinter ihnen; der neue Gegensatz, der seinerseits sie ablösen soll, liegt gleichfalls ein relativ kurzes Stück vor ihnen in der Zukunft. Ihre Wirksamkeit ist wie eine kleine Welle auf dem grossen Entwicklungsocean, die sich fern von dem centralen Sturmherd bildet, von dem die grossen Wogen ausgehen.

Als ein solcher Sturmherd und Ausgangspunkt grosser Wogen erscheint mir Nietzsche.

II.

Friedrich Nietzsche wurde am 15. October 1844 in Röcken bei Lützen geboren; es ist ganz charakteristisch, dass er ein Landsmann von Max Klinger ist, in dem die subjektive Phantasie, ebenso wie in Nietzsche, sich zu einer Alleinherrscherin machte, die, sich selber Gesetz und Norm, in eigenmächtigem Trotz und aristokratischer Verachtung für Alles und Alle, ausschliesslich in ihrer eigenen Welt lebt, — halb Genie, halb Wahnsinn. Seine Kindheit verfloss in der kleinen Stadt Naumburg an der Saale, wo sein Vater Pastor war. Das Geschlecht hatte während mehrerer Generationen sowohl auf väterlicher, wie auf mütterlicher Seite besonders viele Kirchenhirten zu den Seinen gezählt; der Charakter seines Elternhauses und die ersten Eindrücke, die Nietzsche empfing, wurden davon bestimmt, dass die christliche Frömmigkeit und die Kleinbürgerlichkeit vieler Generationen sich in seinen Eltern ausprägten. Sie waren die geistige Atmosphäre, die er täglich einathmete und von der seine Seele durchdrungen ward; man muss das im Auge behalten, um die schmerzliche Raserei ganz

verstehen zu können, mit der er später das Christenthum und die bürgerlichen Ideale anfiel: es war ein Akt, der ihm bis ins innerste Wesen wehe that, denn es handelte sich darum, den Nabelstrang zu durchschneiden, der ihn mit seiner Familie und mit der ganzen Tradition verband, die mit seinem eigenen Organismus verwachsen war und ihn vollständig durchdrungen hatte.

Seine ersten Studien machte er in Bonn unter dem berühmten Philologen Ritschl; als der bewunderte Lehrer später nach Leipzig ging, folgte der junge Nietzsche ihm dahin nach. Ritschl setzte ausserordentliche Hoffnungen in diesen Zögling, und auf seine Empfehlung hin wurde er, noch ehe er zum Doktor promovirt hatte, nach Basel als Professor berufen. Das war im Jahre 1869. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, ging der junge Professor als freiwilliger Krankenpfleger mit dem Heer; nach Abschluss des Krieges kehrte er nach Basel zurück. Hier verblieb er auf seinem Universitätsposten bis 1877, wo er sich aus Gesundheitsrücksichten genöthigt sah, seinen Abschied zu nehmen, den er mit voller Pension von der Stadt Basel erhielt. Später führte Nietzsche ein Zugvogelleben im Süden, in der Schweiz, Südfrankreich und Italien, bis die unheimliche Schlusskatastrophe seines tragischen Schicksals eintrat. Seine Familie gehörte, sowohl auf väterlicher, wie auf mütterlicher Seite zu jenen, in denen die Disposition für Geisteskrankheiten sich von Generation auf Generation vererbt. Sein Vater war früh vom Irrsinn weggerafft worden. Nietzsche wusste, dass dieses Damoklesschwert über seinem Haupte hing; er wurde von der angstvollen Spannung, wann der dünne Faden reissen könne, verzehrt. Es war erst im vorigen Jahr, dass Gott Fatum ihn traf, — diesen Letztgekommenen unter den Grossen des Geistes, dem die Nornen den schrecklichsten aller Tribute als Entgelt für das Genie abgefordert, das sie ihm bescheert. —

Eine Familie, die mit Nietzsche von seiner Kindheit an verkehrte, hat mit bereitwilligem Entgegenkommen mir eine Anzahl Daten und kleiner Züge mitgetheilt, die von höchstem Werth für seine Charakteristik sind, obgleich ich aus natürlichen Gründen den definitiven Abguss der Statue noch nicht bewerkstelligen kann.

Nietzsche wuchs in einem Kreis auf, der fast ausschliesslich aus Frauen bestand, wurde von Frauen erzogen und verkehrte mit Frauen: Mutter, Schwester, näheren und entfernteren weiblichen Verwandten, weiblichen Nachbarn. Hierin hat man erstens die Wurzel und den Ursprung des Femininismus zu suchen, der sich in Vorliebe für äussere Form und Verfeinerung äusserte und während seiner Jugendjahre in peinlich soignirter Kleidung und Wohnungseinrichtung zu Tage trat; doch haben natürlich auch sein artistisch wählerischer Geschmack und Schönheitssinn Antheil daran gehabt. Aber jene Thatsache erklärt auch die Gewaltigkeit der Antipathie gegen das weibliche Geschlecht

und Alles, was damit zusammenhängt, die so grell gefärbt in seiner späteren Produktion hervortrat, wie auch die Brutalität in dem durchgängigen Rückschlag, der in der zweiten Hälfte seines Lebens stattfand und sich in einer diogenesartig cynischen Einfachheit in Lebensbedürfnissen und Lebensgewohnheiten äusserte. Die Frauen fuhren indessen fort, eine dominirende Rolle in seinem Leben zu spielen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es der Einfluss seiner eigenen Schwester war, der hierin bestimmend wirkte, auch nachdem sie persönlich aus seinem Gesichtskreis verschwunden war. Auch sie ihrerseits scheint in vollem Maass die geistige Energie und das Feuer des Bruders besessen zu haben: es findet blos der Unterschied unter den Geschwistern statt, dass sie das gute Material zu Leben formte, das er zu Gedanken und Dichtung verarbeitete. Als junges Mädchen zeichnete sie sich, wie es der Bruder während seiner ganzen Produktion gethan, durch heftige, unvermittelte Schwingungen zwischen Extremen aus; sie konnte z. B. von enthusiastischer Arbeit für die Sonntagschulen zu fanatischem Wagnerianismus übergehen. Später begeisterte sie sich für den aus der antisemitischen Bewegung bekannt gewordenen Bernhard Förster, zur Zeit, da er eine vorgeschobene Position in jenem Streit einnahm; und als Förster sein Vaterland verliess, um die Kolonie Nuova Germania in Paraguay zu gründen, folgte sie ihm als Gattin in seine Verbannung. Es lässt sich verstehen, welchen tiefgreifenden Einfluss es auf Nietzsche ausgeübt haben muss, einen solchen Frauencharakter in nächster Nähe zu haben. Obgleich Nietzsche nie eine intime Verbindung von Dauer mit dem anderen Geschlecht geknüpft hat, umgab ihn doch die unbestimmbare Atmosphäre, in der die Frauen zu athmen liebten. Daher kam es, dass während seines gewöhnlichen Winteraufenthalts in Nizza sein Umgangskreis im Hôtel grösstentheils aus Frauen bestand. Unter ihnen befanden sich die besten und hervorragendsten, die das moderne Deutschland hervorgebracht, z. B. Fräulein von Meysenb., die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, die als eine überlebende, respekteinflössende Repräsentantin der 48er Ideen sicherlich einen nicht unbedeutenden Einsatz in das Seelenleben des neuen Revolutionärs gegeben und ihm vielleicht gleichzeitig indirect zur Klarheit über das viele Naturwidrige in der modernen Frauenemanzipations-Bewegung verholfen hat.

Einer der stärksten Züge in Nietzsche's Persönlichkeit war seine Abneigung gegen Alles, was, wenn auch noch so leise, an Zwang erinnerte. Diese Antipathie konnte zuweilen ganz seltsame Formen annehmen. Während seines langjährigen Aufenthalts in der einsamen Gebirgsgegend von Sils-Maria, wo er allein mit sich selbst und der Natur als ein moderner Eremit lebte, pflegte er, in Meditation versunken, auf einer grün bewachsenen Landzunge zu liegen, die sich in den See erstreckte. Eines Frühlings kehrte er wieder und fand auf

dem geweihten Platz eine Bank, auf der triviale Menschen sitzen konnten an dem Ort, den bisher nur seine allergeheimsten Gedanken und Gesichte bevölkert. Und der Anblick dieser allzu menschlichen Einrichtung war genug, ihm den so geliebten Aufenthalt unleidlich zu machen. Er setzte nie wieder seinen Fuss dahin.

Der Widerwille gegen jede Art von Zwang, die seinem Wesen innewohnende Forderung absoluter Ungebundenheit, gab sich auch in seiner eigenthümlichen Art zu schreiben Ausdruck. Bekanntlich sind alle Bücher Nietzsche's nach der grossen Krise seines Lebens, die der Abfall von Wagner bezeichnet, ein Conglomerat von Aphorismen. Es ist begreiflich, dass seine Arbeiten diese Form und keine andere haben mussten, wenn man erwägt, auf welche Art sie componirt wurden. Nietzsche verfasste alle seine späteren Werke stehenden Fusses in der freien Luft, während seiner Spaziergänge im Schweizer Gebirge, oder ruhend in einer italienischen Landschaft. Da hielt er in Worten auf den losen Blättern seines Taschenbuches all das bunte Gewimmel von Gedanken, Einfällen, Gesichtern, Aperçus fest, das während eines solchen noblen dolce-far-niente-Lebens durch seine Seele zog. Darum vermochte er es auch nie, seine epochemachende Weltanschauung zu einem abgeschlossenen und abgerundeten System zusammenzudrängen; aber als Entgelt dafür hat auch jeder kleinste Satz von seiner Hand ein unvergleichlich frisches Aroma, eine Freiluftstimmung von Morgensonne und jungem Grün.

III.

Nietzsche zog zum ersten Male die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch eine Kritik von David Strauss („David Strauss, der Bekenner und der Schriftsteller“). Das Buch ist ein einziges Durchheheln. Nietzsche geht so unsanft zu Werke, dass am Schlusse kein Stein von dem ganzen Strauss'schen Gebäude übrig bleibt und das Strauss'sche Ideal in Fetzen hängt wie eine Vogelscheuche. Strauss ist ein schlechter Stilist, ein schlechter Forscher, weder ein bahnbrechender Geist, noch ein klassischer Schriftsteller — das ist das Ergebniss dieses monographischen Pamphlets.

Was war und bezeichnete Strauss für Nietzsche? Warum wurde gerade er das Opferthier, das der junge Häuptling ohne Heer den zornigen Göttern schlachtete?

Er war der Bildungsphilister, — ein Ausdruck, an den Nietzsche schon in seinem ersten Buche mit Stolz den Anspruch der Vaterschaft erhebt. Der Bildungsphilister, — das ist der geistige Tagelöhner, der Plebejer in der intellektuellen Gesellschaft, das jämmerliche Seitenstück zum Arbeitersklaven. Er meint, die höchste Gewissheit sei ein für allemal von den verstorbenen nationalen Grössen gefunden. Die ver-

storbenen grossen Männer verehrt er als diejenigen, welche die Wahrheit gefunden haben, nicht als die, welche die Wahrheit gesucht haben. Mit krummem Rücken arbeitet er sich ab im Schweisse seines Angesichts. Er hat einen unversöhnlichen Feind vor allen anderen: die freie Intelligenz, den grossen Einsamen, der nicht auf der Landstrasse zu finden ist; den suchenden Geist, den die Philister der Zukunft ihrerseits als denjenigen anbeten werden, der gefunden hat. Er ist gross in Worten, um zu verbergen, wie klein er in Thaten ist, er ist kühn in Kleinigkeiten, aber er weicht zurück vor weitreichenden Folgerungen (z. B. ein Darwinist, der das Papstthum, das Wunder, die Auferstehung als „welthistorischen Humbug“ angreift, statt die ethischen Ergänzungen zum Darwinismus zu ziehen). Er liebt die Unfruchtbarkeit, da er glaubt, dass die Wahrheit gefunden ist. Für ihn ist das Culturideal bereits in der modernen Bildung erreicht. Die einzige Aeusserung geistigen Lebens, deren er selbst mächtig ist, und deshalb die einzige, die er an anderen duldet, ist: die epigonenhafte Nachahmung der klassischen Meisterwerke und die sklavische Nachbildung des gleichzeitigen Alltagslebens, alles andere ist Contrebande.

Strauss war für Nietzsche der Bildungsphilister an sich, aller Philister Haupt und Abgott. Er ist der Philister als Religionsstifter, der zum Schwärmer gewordene Philister, der Verkündiger des traurigen Evangeliums der Philistercultur.

Nietzsche's nächste Arbeit war eine Kritik über das historische Studium der Gegenwart („Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“). Er findet, dass es übertrieben und dass es verschroben betrieben wird. Es ist zu keinem Nutzen, ausser als Befruchtung, als Zukunft zeugend. Die Gegenwart leidet an einer Uebersättigung durch historische Bildung; sie ist nichts als Wissensluxus, bunte, übergehängte Lappen; der moderne Mensch ist durch sie als Persönlichkeit geschwächt worden. Er ist ein blosser Zuschauer geworden, ohne Vermögen zur Initiative, ein unfruchtbarer Eunuch, ein fleischgewordenes Nachschlagebuch, das sich mit dem Goldschaum der Objectivität schmückt, ein concretes Abstractum. Indem die Gegenwart die Geschichte zur reinen Wissenschaft macht, handelt sie nach dem Wahlspruche: „Fiat veritas, pereat vita“. Der gepriesene historische Sinn macht das Geschlecht passiv und retrospectiv. Man prahlt damit, alles zu verstehen, alles objectiv zu nehmen, den Ursprung von allem zu kennen; man kann sich über nichts mehr erzürnen, denn alles ist mit Nothwendigkeit wie es ist. Man kann nichts vorzugsweise lieben, denn man ist gleich empfänglich für die eigenthümliche Schönheit jeder Stilform. Der Mensch steht auf der Spitze der ungeheuern Entwicklungspyramide, als Schlussstein des Weltprozesses, als das Wesen, in dem dieser Prozess zum Bewusstsein seiner selbst gekommen ist, und indem er von dieser imponirenden Höhe die Ent-

wicklungskette sich rückwärts bis in den Urschleim abrollen sieht, ruft er voll Stolz: wir sind am Ziele, wir sind die vervollkommnete Natur. Aber hierauf antwortet Nietzsche: „Dein Wissen vervollkommnet die Natur nicht, es tödtet blos deine eigene. Miss einmal deinen hohen Standpunkt als Wissender mit deinem niedrigen Standpunkte als Könnender“. Ein historisches Phänomen, das in ein Wissensphänomen aufgelöst worden, ist unfruchtbar für den, der es analysirt hat: es hat seine Keimkraft verloren, wie das zu Mehl zermahlene Korn. Die ausschliesslich kritische Auffassung der Geschichte ist eine Lebensabrechnung der Menschheit, eine Schlussrechnung, hinter der keine Zukunft folgen kann. Die gepriesene Bildung der Gegenwart ist keine Bildung, sie ist nur ein Wissen um Bildung. Sie kann Gelehrte und Philister hervorbringen, aber sie kann nicht Menschen schaffen, Individuen, welche ihrerseits Geschichte machen, diese Kämpfer gegen die Geschichte, gegen die factische Wirklichkeit, die sich wenig um das „so ist es“ kümmern, sondern mit ihrer ganzen aufgesparten Energie und Lebenslust nach ihrem starken, trotzigem, bejahenden „so soll es sein!“ handeln.

In dieser negativen Form von Kritik und Satire hat Nietzsche zwei positive Ideale aufgestellt: eine neue Cultur und neue Menschen. Man braucht nur die Medaille umzukehren, um statt der Carricatur des bekämpften Ideals das Gepräge des neuen Bildes zu finden. Und auf der leeren Baustelle, wo das alte Haus gestanden, führt Nietzsche in seinen zwei folgenden Arbeiten ein vollständiges Gebäude im neuen Stile auf („Schopenhauer als Erzieher“ und „Richard Wagner in Bayreuth“). Die Cultur, der das Geschlecht nachstreben soll, die echte Cultur, die Cultur der Zukunft, findet sich vorgebildet in Wagner's Kunst, und Menschen, die im Stande sind, diese Cultur durchzuführen und lebendig zu machen, können gebildet werden in Schopenhauer's Schule.

Bei diesen beiden Meistern können wir lernen „unzeitgemäss“ zu werden, uns gegen unsere Zeit zu erziehen. Sie sind die grossen und guten Beispiele, nicht blos in ihren Werken, sondern im Leben. Sie besitzen die Ehrlichkeit, die nicht aus Rücksicht schiebt; sie haben die Munterkeit des Siegers. Sie haben ihre Brust kühn der Zeit entgegen gestellt, sie sind in die Wüste gegangen und waren nicht bange, allein zu sein. Sie sind die Starken, die siegend aus allen Gefahren hervorgingen. Sie sind der moralischen und intellectuellen Verknöcherung entronnen; sie liessen sich nicht in die Form kneten, die den gebildeten Menschen des Tages als die einzig richtige gilt; sie stellten in sich selbst das Vorbild dar für das Geschlecht der Zukunft.

Sie waren die echten Culturvergegenwärtiger, gegenüber den unzähligen kleinen Propheten der „Bildung“, dieses goldenen Kalbes, um das die Zeitgenossen tanzen, des Götzenbildes, das die Spiessbürger

in ihrem Allerheiligsten aufgestellt und vor dem die Plebejer ihre Rücken krümmen. Es ist ein barbarischer Gott, diese „Bildung“, ein Fetisch in bunten Flickern aus aller Herren Länder, mit Zügen aus allen Zeitaltern der Geschichte. Er ist lustig anzusehen, aber unter dem Flitter liegt ein mit Lumpen und Abfall ausgestopftes Skelett. Dieser „Bildung“ gilt es die rechte Cultur gegenüberzustellen, eine Lebenskraft, die aus einem Centrum wirkt, einem Herzen in alle Theile des Organismus, die alles, Grosses und Kleines, gestaltet in Uebereinstimmung mit dem lebendigen Typus: Leben, Denken, Kunst, Sitte, Tracht, Rede. Denn Cultur ist der einheitliche Stil in allen Lebensäusserungen eines Volks, und was das moderne Leben kennzeichnet, ist gerade Stillosigkeit, die chaotische Vermischung aller Stile. Cultur ist etwas anderes, als eine Decoration des Lebens, „Cultur ist eine neue und vervollkommnete Physis, ohne Aussen- und Innenseite, ohne Verstellung und Convention“, eine alles durchdringende Einheitlichkeit.

Der Durchschnittsmensch kann aus eigener Kraft sich zum Träger einer solchen Cultur nicht erziehen; dazu bedarf er der Lehrer, der Helfer, der grossen Beispiele. Solche Lehrer, Helfer und grosse Beispiele sind Schopenhauer und Wagner, der eine mit seiner metaphysischen Betrachtung des Daseins, der andere mit seiner tragischen Geistesstimmung. Das, wodurch sich der Mensch vom Thiere unterscheidet, ist sein Vermögen, sich über sein Leiden durch die metaphysische Auffassung des Daseins zu erhöhen. Alle Entwicklung sollte darauf ausgehen, vom Thiere zum Menschen emporzusteigen. Aber gewöhnlich bleiben wir auf der Stufe des ersteren stehen; nur in ganz einzelnen Augenblicken erheben wir uns höher. Selbst sind wir zu schwach dazu, wir müssen von anderen emporgehoben werden, und diese anderen sind die Nichtmehr-Thiere, die Philosophen, die Künstler, die Heiligen. Blos sie können uns die grossen Fernblicke über das Leben vermitteln, die metaphysische Betrachtungsweise, die tragische Geistesstimmung. Das ist der Grundgedanke aller Cultur: den Philosophen, den Künstler, den Heiligen zu erzeugen. In unserer gewöhnlichen Geistesverfassung können wir diese Aufgabe nicht verrichten, und deshalb hassen wir uns; das ist die Wurzel zu dem Pessimismus, den Schopenhauer seinerzeit aufs neue lehren musste, obgleich er so alt ist wie die Sehnsucht nach Cultur, — ihre Wurzel, aber nicht ihre Blüthe, ihr Anfang, aber nicht ihr Ziel.

Wagner ist in seiner Kunst ein solcher Lebensverkündiger, wie die echte Cultur es sein muss. Er führt das Ungleiche zusammen, aber er durchdringt es mit Seele und mit seiner Seele. Er verknüpft das Getrennte zur Einheit: Musik und Leben, Musik und Drama. Er vertieft das Sichtbare zu einem Hörbaren, er giebt dem Hörbaren Körper. Der Schopenhauer'sche Allwille, der in der Natur nach Dasein

dürstend liegt, tritt durch Wagner als der Wille zu tönendem Dasein hervor. Aber dasselbe seelische Phänomen, das Wagner in Ton umsetzt, setzt er zugleich in Worte und Gesten um; er giebt ihm eine dreifache Form, er lässt es sich dreifach spiegeln. Wagner wirkt als Natur, wiederhergestellte, wiedergefundene Natur, „als eine neue und vervollkommnete Physis“, ganz wie die echte Cultur.

Wagner und Schopenhauer waren also für Nietzsche die beiden grossen Zukunftsseher, in deren Fussspuren die Menschheit zu gehen hat, um in das gelobte Land der Zukunft zu kommen. Nietzsche stellt das Lebenswerk dieser beiden Heroen zusammen und findet, dass es aus derselben Wurzel wächst, der er in die tiefen Erdschichten hinab folgt. Zwischen diesem Musiker, der dem Urprinzip der Natur zum tönenden Dasein verhilft und den Allwillen erlöst, und diesem Philosophen, der uns dazu anleitet, die Verstandescultur in ihrer Unzulänglichkeit und Begrenzung zu erkennen, besteht eine Einheit, die für Nietzsche ein Fingerzeig in eine neue Daseinsform ist, von der wir uns nur durch aus dem hellenischen Leben geholte Vergleiche eine Vorstellung machen können.

Diese Beobachtung schwoll in Nietzsche zu einer ganzen Weltlehre, einer metaphysischen Welterklärung auf mystischem Hintergrunde an. Nietzsche hat sie dargestellt im Rahmen einer Untersuchung über den „Ursprung der griechischen Tragödie aus dem Geiste der Musik“. Die Grundlinien sind folgende:

Die Welt ist nur gerechtfertigt als ästhetische Erscheinung. Nur insofern das Subjekt Künstler ist, ist es vom persönlichen Willen erlöst; es ist dann ein Medium geworden, in welchem und durch welches das blos wirklich seiende Subjekt seine Befreiung in der Scheinwelt feiert. Freilich ist unser Bewusstsein von dieser unserer Bedeutung kaum ein anderes, als die auf der Leinwand gemalten Krieger es von der auf derselben dargestellten Schlacht haben können. Blos wenn das Genie in dem künstlerischen Schöpfungsakte mit dem Urkünstler zusammenschmilzt, der im Centrum des Weltalls wohnt, erhält es eine Art Kenntniss von seiner Aufgabe und dem Wesen der Kunst; denn in diesem Zustande ist es dem Antlitz gleich geworden, von dem die Sage erzählt, dass es seine Augen so drehen konnte, dass es in sich selbst sah. Der Künstler ist in einem solchen Augenblicke zugleich Subjekt und Objekt, zugleich Dichter, Schauspieler und Zuschauer. Apollo ist für Nietzsche der erklärende Genius des principium individuationis, d. h. des Schopenhauer'schen Willens zum Phänomen-Dasein. Durch ihn allein kann die Befreiung in der Scheinwelt erreicht werden.

Aber daneben giebt es eine andere Art von Kunst, deren Symbol Dionysos ist. Unter dem mystischen Jubelrufe des Dionysos-Cultus springen die Fesseln der Verpersönlichung, und der Weg in den

innersten Kern der Dinge, in den Mutterschooss des Seins, liegt offen. Die Musik ist Dionysos' Kunst, im Gegensatz zu den apollinarischen Künsten. Diese letzteren sind Abbilder der Erscheinungswelt, des Scheindaseins, während die Musik das Abbild des Willens selbst ist, und als solches das Metaphysische dem Physischen, das Ding an sich seiner Scheinform gegenüberstellt.

Der Berührungspunkt zwischen dem künstlerischen Schöpfungsmoment auf der einen und der Schopenhauer'schen metaphysischen Betrachtungsart sammt Wagner's tragischer Gemüthsstimmung auf der anderen Seite liegt entblösst. Was Nietzsche unter der Bezeichnung Dionysos-Cult und Sokratischer Wissensoptimismus einander gegenüberstellt, ist nichts als der Gegensatz zwischen Mystik und Rationalismus. Seine Darstellung betont die Ueberlegenheit des ersteren; Nietzsche selbst erscheint als romantischer Vollblutmystiker. Die unendliche Welt des Unbekannten ist dem Menschengeniste zugänglich in ihren abgelegenen Winkeln und verborgensten Falten, nicht dem Verstande des Denkers, sondern der Intuition des Künstlers, sei es des dionysischen Künstlers oder des apollinischen.

IV.

Der Tod seines Wagner-Glaubens war die grosse Krise in Nietzsche's Leben. Als er den stolzen Helden seiner Jugend, den Sieger, den Erstgeborenen der Cultur der Zukunft vor dem Kreuze des Mittelalters niedersinken sah, da wurde seiner Seele eine Wunde geschlagen, die nie ganz vernarbte. Es fiel auf einmal wie Blitzeshelle über die dunkeln Gebiete, die er verlassen, er empfand Schreck, als sei er, ohne es zu wissen, mitten durch eine grosse Gefahr gegangen, und einen namenlosen Ekel darüber, die Schätze seiner Jugend auf ein dürres Feld geworfen zu haben.

Er war ein Kranker, ein Todtkranker, welcher doch noch Lust zu leben und Kraft, gegen die Krankheit anzukämpfen, hatte. Er packte seinen Ranzen und nahm den Wanderstab zur Hand, schlug die Thür seines alten Hauses hinter sich zu und ging hinaus in die Welt. Er streifte umher in allen Regionen des Geistes als sorgloser Wanderer; er lag nicht mehr als eine Nacht in jeder Herberge, und wie schön die Aussicht auch war, die sich vor ihm aufthat, so war er doch nicht ganz sicher, dass sich nicht im nächsten Augenblicke eine noch schönere vor ihm aufthun könne. Nur vor Einem schauderte er: vor der Erinnerung an seine Heimath, vor den faulen Sumpfwiesen seines Jugendlandes.

Unterdessen erholte er sich; und als er wieder vor das Volk trat, war sein Antlitz so verändert, dass man ihm kaum erkannte. Man kann das Buch („Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für

freie Geister“), das seine neue Aera als Schriftsteller einleitet, nicht voll verstehen und geniessen, wenn man nicht unmittelbar von den „Unzeitgemässen Betrachtungen“ und der „Geburt der Tragödie“ dazu kommt.

Freilich hat man ein Gefühl davon, dass es ein verstörter Geist ist, der sich hier mittheilt: die eigenthümliche, aphoristische Form, in der alle Nietzsche'schen späteren Arbeiten geschrieben sind, ist hier schon voll ausgeprägt; und jede dieser Aphorismen ist wie ein blutendes, zitterndes Stück einer zerrissenen Menschenseele. Aber zugleich liegen über dem Buche jener unbestimmbare, unzerlegbare Duft und jene Helle, in der der Genesende das Leben sieht, — etwas von der Schönheit eines Weibes, das aus dem Bade steigt. Die Nebeldämmerung des Mystikers ist zerrissen, hat sich aufgerollt und schwebt fern hin am Horizont; um uns ruht das blasse Sonnenlicht des Vorfrühlings. Noch ist die Erde nackt, aber am Wegraine und hinter den Gehegen brechen schon die ersten grünen Spitzen hervor aus der gedüngten Erde. Der Mann, der uns jetzt gegenübersteht, hat tiefe Leidensfurchen in den Zügen, selbst der Glanz seines Lachens ist kalt wie blanker Stahl, und in dem durchdringenden Blicke seiner Augen verrieth sich die Forscherlust, deren Rücksichtslosigkeit viel von Grausamkeit an sich hat. Er nimmt das Geziefel des unbewussten Seelenlebens unter sein Mikroskop, er spießt es auf an der Spitze seiner Gedanken, wie der Entomologe die Insekten auf seine Nadeln.

Meerluft, Bergluft, stiller, kühler Morgensonnenschein, sorgloses Umherstreifen des Nomaden! Es giebt zwei Arten Poesie, sagt er: eine gelassene und harmonische, und eine leidenschaftliche, überspannte, unregelte; die letztere ist für den Jüngling und das Weib, die erstere für den reifen Mann. Das höchste Ziel der Kunst ist, das Hohe, Einfache, Insihnselbststruende darzustellen. Der beste Stil ist nicht der superlativische oder der kunterbunte, sondern der, dessen Kennzeichen eine geadelte Alltäglichkeit, eine vornehme Einfachheit ist. Das Ideal eines Dichters ist der, der das Verfllossene, das handgreiflich Gegenwärtige verlässt und den Zukunftstypus darstellt: den gesunden, frohen, starken, schönen Menschen. Alle guten Kunstwerke haben etwas Sorgloses, eine stille Beschaulichkeit: sie liegen wie Kühe auf der Wiese. Und malt er selbst einmal eine Landschaft, so besteht sie aus einer unvergleichlichen Mischung von heroischer Hoheit und idyllischer Heiterkeit, — eine Leinwand in Gold und Blau, lauter Sonne und Himmel.

In die Einsiedlerhöhle des Mystikers scheint die Sonne — und beleuchtet Spinnewebe; die regenbogenfarbigen Träume des Romantikers reisst ihr Lichtspeer entzwei, sie waren nichts als Träume. Aber der Metaphysiker war doch der grösste Schelm. Alle philosophischen Systeme der Geschichte waren Fata-Morganen, von denen eine nach

der anderen die Menschheit gelockt und genarrt hat. Die Metaphysik verdunkelt den Text der Natur, statt ihn zu erklären. Sie ist der Todfeind des freien Geistes; sie ist ein verfeinertes Werkzeug des Obscurantismus. Die Empirie dagegen macht klug und einsichtig. Die Wissenschaft bedarf edlerer Naturen, als die Dichtung. Der Dichter strebt blos danach, den Schleier der Ungewissheit über die Dinge zu breiten; er knüpft die Knoten wieder zusammen, die der Forscher aufgelöst hat. Und der Musiker, — diese Kunst der Künste, diese Wagner'sche Kunst, die Prachtblume der dionysischen Cultur? — Die Musik ist ein Herbstblatt, eine Herbstblume unter den Künsten, sie war zu allen Zeiten des Verschwindenden Schwanenlied.

Der höchste aller Seelenzustände ist der frohe Ernst, das stille, kühle Sonnenscheinlachen, eine Weisheit voller Schelmstücke: — Sokrates war weiser, als Christus. Ehemals waren die Menschen froh, jetzt wagen sie nicht höher zu streben, als zum Austrocknen aller Unlustquellen; die Alten verstanden sich zu freuen, wir blos dem Schmerze auszuweichen; unsere Nachkommen müssen ihren Vorvätern gleich werden. Es handelt sich darum, das böse Gewissen aus der Welt zu schaffen; denn zu allen Zeiten lebten viele im Bösen ohne Gewissen, während noch heutzutage viele gute Menschen das Lustgefühl des guten Gewissens entbehren. Die Gewissensqual gleicht dem Bisse eines Hundes in einen Stein, d. h. sie ist eine Dummheit. Das Alleridealste hat einen weit schandvolleren Ursprung, als man glaubt; es ist wie eine Prachtblume auf einer Unkrautwurzel. Der Kampf zwischen dem Philosophen und der Masse, das ist der Kampf zwischen der Lehre von der unbedingten Unfreiheit des Willens und der unbedingten Sittlichkeit; die Erkenntniss, dass der Wille unfrei und dass alles nothwendig ist, nicht blos das Menschliche, sondern auch das Allzumenschliche, d. h. das Unfertige, Schiefe, Böse, — das ist die stärkste Erkenntniss. Uebrigens handelt es sich darum, in erster Linie das Prinzip der Unabgeschlossenheit allem religiösen und philosophischen Dogmatismus gegenüber zu betonen, alles dahingestellt sein zu lassen. Zugleich darf man nicht vergessen, dass es keine Gegensätze in der Natur giebt, sondern blos Gradunterschiede. Es giebt keinen radicalen Gegensatz zwischen gut und böse, zwischen guten und bösen Menschen, zwischen guten und bösen Eigenschaften. Vor allem sollen wir nicht auf den Leim des grossen Schelmen „Wort“ gehen: — „jedes Wort ist ein Vorurtheil“, — sondern uns erinnern, dass das Wort blos das Ding bezeichnet, nie das Ding enthält.

Aber dieser Wanderer hat zuweilen die Grille, auf den Grund des einen oder anderen Dinges sehen, es um und um wenden zu wollen. Wenn dies Gelüst über ihn kommt, kann er ein Stück warmen, zitternden Muskelgeflechts aus dem menschlichen Geiste ausschneiden

und es auf die Spitze seines Gedankens spiessen. Dadurch erhalten wir die scharfsinnigste Analyse der Schadenfreude, der Rache, des Mitleids, des Schamgefühls, der Eitelkeit, der Uneigennützigkeit u. s. w.

V.

Der Nomade setzt seine Wanderung fort. („Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile.“ „Die fröhliche Wissenschaft.“) Aber wohin er auch wandert, er kommt schliesslich zurück zu dem Orte, von dem er ausging. Er durchstreift nun dieselben Länder zum zweiten Male, erkennt alle Gegenstände wieder und alle Aussichten, er verweilt mit sichtbarer Vorliebe an gewissen Stellen, die ihn am meisten angesprochen und von denen die Erinnerung am klarsten und vollsten vor seiner Seele steht, während er an tausend anderen Sehens- und Merkwürdigkeiten vorübergeht.

Und unterdessen wächst die Genesungsstimmung ununterbrochen. Die Frische und Stille des Morgens ruhen über seinen Gedanken und durchdringen sie; es sind auch Thauwind und Aprilwetter darin. Seine Seele schwillt und erhebt sich in einer Woge von Dankbarkeit und Jubel, von Lust am Leben, das ihm neulich unter die Füsse sank und jetzt in neuer Schöne wie Aphrodite aus dem Meere steigt. Er ist ein Mensch, der den Rausch der Genesung getrunken; und während das Land der Zukunft mit lockenden Abenteuern und offenem Meere vor ihm liegt im Tagen des Morgenlichts, hängt alles Verfllossene wie ein entwindender, kleiner, dunkler Punkt fern am Horizont in der Richtung, aus der er gekommen, — der Nomade mit seinem Zelte und seinen Heerden.

In der Stille eines frühen Morgens, oder in der Frische eines sonnigen Vormittags liegt er vor seinem Zelte auf dem Grase der Oase, während seine Thiere um ihn weiden. Licht und Schatten spielen in seiner Seele, Wellen und Gefühle singen, und die Gedanken tauchen lachend in ihnen auf und ab, wie weisse Körper in dem blauen Wasser.

Das ist das grosse Gebrechen der Erziehung und das Unglück des Geschlechts: es lernt nicht die Einsamkeit ertragen. Die Einsamkeit ist der beste Aufenthalt für den Gesunden, den Freien, den Behäuferten des Lebens, denn die Welt ist voll von den kleinen Rachsüchtigen, die die Sonne verdunkeln und das Leben verbittern. In die Einsamkeit gehen, das ist das Gute, — nicht wie die Nonne, welche die Welt nicht kennt, die sie verlässt, sondern wie der Denker, welcher von den Menschen geht, weil er sie kennt, — um sich in die Einsamkeit zu werfen als in sein rechtes Element. Bloss der Furchtsame weiss nicht, was Einsamkeit ist, denn hinter seinem Rücken steht immer ein Feind.

Es ist ein Märchen, zu leben, zu leben wie ein Vogel, der kommt und davonfliegt und keinen Namen trägt in seinem Schnabel. Es giebt

eine Zauberformel, vor welcher, wie vor einem neuen „Sesam, öffne dich!“ die Pforten zu allen Prachtgemächern des Lebens aufspringen; sie lautet: Lebe gefährlich! Baut eure Wohnungen auf dem Vesuv! Sendet eure Schiffe in unerforschte Meere? Liebt die kurzen Gewohnheiten und seid misstrauisch gegen alles, was sich in uns knüpft, sich versteift, was fest und hart wird. Das Leben ist ein Mittel zur Erkenntniss, eine Welt von Gefahren und Siegen. Es ist mit der Strenge der Wissenschaft wie mit dem Ceremoniell der allerbesten Gesellschaft: sie schreckt den Uneingeweihten ab. Aber wer sich daran gewöhnt hat, kann sie nicht entbehren und nirgendwo anders leben, als in dieser klaren, durchsichtigen, stark elektrischen Luft, dieser männlichen Luft. Die Wissenschaft ist eine fröhliche Wissenschaft; warum soll die Maschine ächzen? Es ist mit einem tiefen Problem wie mit einem kalten Bade: rasch hinein, rasch heraus! Der Philosoph sei anzusehen wie ein Tänzer: die Arbeit, die mechanische, seelenlose Handwerkserei des Tagelöhners hat zu hohen Curs, die wirkliche Vornehmheit gedeiht nur in otium und bellum: das war der stolze Satz der Antike. Die vornehme Natur ist unvernünftig, verwegen, tollkühn; es ist des gemeinen Menschen Kennzeichen, immer seinen Vortheil im Auge zu behalten und nie seine Berechnungsfähigkeit zu verlieren. Der stolze Weise hört mit voller Absicht nicht darauf hin, wie das Urtheil der Welt über ihn lautet, sei es gut oder böse; er giebt den Klätschern ein Jahr im voraus Absolution für alle Sünden gegen ihn.

Die Menschheit ist aus dem Geleise gekommen und zurückgegangen seit der Antike, seit das Christenthum über die Schwelle der Welt stieg. Seht auf den Schönheitstypus der Antike und den modernen: der belvederische Apoll und ein nervöser Krüppel. Seht auf die Architektonik des Seelenlebens: die Massenwirkung gegenüber der harmonischen Einfachheit; das architektonische Symbol des modernen Seelenlebens ist das Labyrinth. Der Grundzug der Gegenwartscultur ist der kaufmännische Gesichtspunkt. Die mechanische Plackerei wird verherrlicht, der Arbeiter thront im Hochsitz, Mittelmässigkeiten werden ausgebrütet wie Leichenwürmer, und vor uns erhebt sich das Gespenst des Plebejerthums. Die Reformation und die Revolution waren die beiden grossen Treppenstufen zu der Arbeiterkaserne, an die die Gegenwart gerade die letzte Hand legt. An ihren Brüsten hat der Pöbelgedanke sich grossgesogen, jetzt zeugt er sich hundertfältig weiter in Demokratismus, Socialismus, Utilitarismus, in praktischen Reformen und in philosophischen Systemen. Eine Herrschaft der Ketten bricht an; sie kommt mit dem Siegestage des Socialismus, dem Tage der „bestia triumphans“. Wir sind ein krankes, halbes, unausgetragenes Geschlecht von Krüppeln, das seine seelische Jämmer-

lichkeit unter Moralbegriffen verbirgt, wie sein körperliches Elend unter Kleidern.

Im Christenthume vollzog sich der Aufstand der Sklaven gegen die antike Philosophie; es setzte die Gemüthsbewegungen wieder auf den Ehrenplatz: Liebe, Furcht, Glaube, Hoffnung. Es hatte einen plebejischen Zug; es war eine Vermischung der verschiedenartigsten Elemente, und deswegen konnte es die Vielen an sich saugen. Wie es durch den Kunstgriff „Liebe“ die lyrische Religion wurde, zog es durch den Kunstgriff „Höllenstrafe“ alle Furchtsamen an sich. Es hatte einen orientalisches-weiblichen Charakter; man denke an den Satz: „Wen Gott liebt, den züchtigt er“, und erinnere sich an orientalische Frauen, die die Züchtigung als eine Ehrenbezeugung von Seiten des Mannes auffassen. Es identificirte Unglück mit Schuld, während die Antike ein reines, schuldloses Unglück kannte. Es brachte das Mitleid in Curs, diesen Schwamm, der das Mark der Menschheit verzehrt hat; aber die Rückseite des Mitleids mit des Nächsten Leiden ist der Neid über des Nächsten Freude.

Die Moral dieser Lehre war Balsam für die wunde Antike: aber sie war Gift für die gesunden Barbarenvölker, denen sie eingepflichtet wurde.

Es ist die altruistische Moral, die alle ihre Gebote aus dem Grundprinzip ableitet: die Liebe zum Nächsten. Als ihre Dogmen eines nach dem anderen zerfielen, war es nur, damit dieser Keim sich desto stärker entwickeln könne. Und er wuchs auf, ein Baum, der die ganze Welt überschattet, und an diesem Baume hängen Früchte, welche die Weisen des Geschlechts nicht müde werden, zu pflücken und mit allen guten Namen zu belegen.

Die altruistische Moral ist die Moral der Ohnmächtigen, der Kranken, der Unterdrückten. Sie war daher zu allen Zeiten die Gegnerin der Starken und Einsamen. Selbst leidet sie unter einem inneren Widerspruche; ihre Motive stimmen nicht überein mit ihrem Prinzip: „Der Nächste liebt die Uneigennützigkeit, weil er Vortheile davon hat.“

Alle Moral hat ihr origo pudenda: Selbstsucht, Freude an verfeinerter Grausamkeit und anderen Eigenschaften, die auf den moralischen Rangstufen unten stehen. Ein Trieb hat an und für sich gar keinen moralischen Charakter; derselbe Trieb kann sich z. B. zu Feigheit und zu Demuth entwickeln. Die Unterwerfung unter die Moral ist an und für sich nicht moralisch; sie kann durch Sklavensinn, durch Eitelkeit, durch Eigennutz, durch Resignation, durch Verzweiflung hervorgerufen sein u. s. w. Unsere moralischen Urtheile und Werthschätzungen sind bloß Bilder und Phantasien über uns unbekannt physiologische Prozesse. Deshalb ist z. B. die Moral des Schwachen mit physiologischer Nothwendigkeit eine andere, als die des Starken, die Moral des Greises eine andere, als die des Jünglings.

Der Welt eine ethische Bedeutung zu geben, ist ebenso sinnlos, wie der Sonne ein besonderes Geschlecht zu geben. Sittlichkeit ist Gehorsam gegen herrschende Sitten, und Sitte ist die ererbte Form von Handeln und Werthschätzen. Volksmoral und Volksmedizin gehören zusammen. Das Gute ist das Alte, das Böse ist das Neue. Darum ist der freie Mensch unsittlich. Es waren die Starken und die bösen Geister, die die Menschen vorwärts führten. Die Entwicklung des Moralbegriffs vollzieht sich durch Attentate auf das vorher Heiliggehaltene.

Hier also liegt die Aufgabe für den Moralisten der Zukunft. Für ihn ist Moralität nichts anderes, als der Heerdeninstinkt des Einzelnen, den er in sich selbst unter dem kräftigen Wachsthum seines persönlichen Seelenlebens unterdrückt hat. Er ist der Starke, welcher nicht bloß kühn zu der geistigen Verknöcherung der geltenden Moral „Nein“ sagt, sondern der auch seine eigene Lebensnorm als den Keimtrieb der Zukunftsblume bejaht. Die Gewichte, mit denen bisher die Werthe gewogen wurden, müssen justirt und umgewandelt werden. Es handelt sich um eine „Umwerthung aller Werthe“.

Aber dazu bedarf es eines neuen Menschen, der wie ein Riese stehen kann unter den Pygmäen, mit dem Muthe, Bahnbrecher, Gesetzbrecher, Tempelschänder zu sein; ohne Furcht vor den Verdammnissrufen und dem Rachegeschrei der Menge und ohne — das Schwerste von allem — durch seine eigene Gewissensqual gelähmt zu werden; der Einsame, das Genie, der Wertheschaffer, der Gesetzgeber, der Böse mit der Schönheit der wilden Landschaft, dessen individuelle Seele sich kosmisch entwickelt, der eine ganze Zukunftscultur aus sich gebiert, der der scheinbar kleine Knäuel ist, aus dem doch Geschlechter auf Geschlechter ihr Leben abspinnen können.

Aber dieser Eine, der seine breite Brust gegen eine Welt setzt und gegen seine Zeit, er muss die Erzader zu finden wissen, die tiefer im Bergschachte liegt, als alle jene, aus denen die Menschheit bisher ihre Schätze geholt, die Erzader, die ergiebiger ist, als alle — — —

Und der Nomade vor seinem Zelte erhebt sich, und die Sonne steht im Mittag, und rundumher schlafen die Wüsten und hinter ihnen die Länder und Völker. Und über der Wüste hängt die Fata-Morgana, erst ganz blass und wie verwischt, dann farbenreich und unrisssicher wie das wirkliche, concrete Leben. Und wieder fällt Asche über die Nacht, aber das Bild ist wie eingätzt im Auge des Nomaden, und als er aufbricht mit seinem Zelte und seinen Heerden und wieder durch die Wüste wandert, einsam, fern von den Menschen, da senkt es sich in seine Seele und löst sich in ihr auf zu einem dunkeln Gegrübel, und in dem dunkeln Wasser dieses Grübels spiegelt sich der unergründliche Nachthimmel der Zukunft mit seinen grossen, stillen Sternen:

Eines giebt es, was die Urwurzel des Lebens ist, das Protoplasma, der Embryo, der sich gleich ist, gegenwärtig, unverändert in den wechselnden Formen der Aus- und Umgestaltung; — eine Grundkraft, ein Centrum, ein vorwaltender Trieb. Es ist das Machtgefühl. Das ist die treibende Kraft, in der Geschichte, wie im Privatleben, in den Völkern, wie in den Personen. Nicht die Noth, nicht die Leidenschaft, — die Liebe zur Macht ist der Dämon der Menschheit. Die Mittel, die man entdeckt hat, sich dies Lustgefühl zu verschaffen, machen fast die ganze Geschichte der Cultur aus. Sie ist es, die unter der Lehre von der Freiheit des Willens liegt. Sie ist es, die den Menschen treibt, sich selbst aufzuopfern. Sie beherrscht den Stoiker, der dem Cermoniell folgt, das er sich selbst auferlegt, obgleich es ihn einengt, denn zugleich fühlt er sich dadurch als Herrn. Sie ist die verborgene Triebfeder der Wohlthätigkeit. Die erste Wirkung des Glücks ist das Machtgefühl. Der Asket spaltet sich in zwei Ichs: ein leidendes und ein im Machtgefühl schwelgendes, da er den allmächtigen Trieb nicht an äusseren Gegenständen befriedigen kann. Der Wille zur Macht ist der Ariadnephaden im Labyrinth der menschlichen Seele.

VI.

Nietzsche's erste Arbeiten, die vor die Krise fielen, hatten zwei Centren, um die sie sich abgelagert, zwei Hauptideen: die neue Cultur und der neue Mensch, der jene lebendig machen sollte. Die ersten Arbeiten nach der Krise trugen als Kennzeichen den hellen Blick des Genesenden auf das Leben und die grausam eindringende Analyse; — die Sonnenschein Stimmung und die Insekten auf den Nadeln. Die Sonnenschein Stimmung verdichtet sich, bekommt Umriss und wird eine Idealgestalt: der grosse Einsame, der grosse Bahnbrecher, der Niederreisser, der Lebensbejaher, der alle Werthe verändert; und die Analysen verdoppeln sich, legen sich dicht aneinander, kitten sich zum Grundwalle einer neuen Morallehre zusammen und einer neuen Cultur. Die Idealgestalt wird Hautrelief, wird freistehende Statue, wird Fleisch und Blut und ein lebendiges Wesen in „Also sprach Zarathustra“; die Moral erhält eine bestimmte Formulierung in „Jenseits von Gut und Böse“ und in „Zur Genealogie der Moral“. So spannt sich eine hohe und breite Brücke zwischen den beiden Endpunkten von Nietzsche's Schriftstellerbahn; und über sie schreitet das fleischgewordene Ideal, wie ehemals Moses vom Sinai herabstieg mit den neuen Gesetzestafeln in der Hand.

Als Zarathustra 30 Jahre alt war, ging er hinauf in die Berge. Nachdem er da 10 Jahre in Einsamkeit zugebracht, kehrte er zurück ins Thal; denn er liebte die Menschen und wollte sie die Wahrheit

kennen lehren. Aber als er auf dem Markte vor der Versammlung über die Fragen des Lebens, die tiefen und die hohen sprach, da lachten sie über ihn, und es war Eis in ihrem Lachen. Der grösste Mensch und der kleinste nahmen sich gleich aus vor Zarathustra's Augen: sie waren beide „allzumenschlich“. Ein fürchterlicher Anblick begegnete ihm: die Menschen lagen zerschlagen und umhergestreut wie über einem Schlachtfeld; und als sein Blick rückwärts glitt über die Zeiten, begegnete ihm dasselbe Schauspiel: Fetzen, Stücke, Glieder, aber keine Menschen. In der Einsamkeit auf den Bergen war Zarathustra so weit hinaus in die Zukunft geflogen, dass ihn ein Schauer ergriff. Da war er zurück in das Land der Bildung geflogen und dort angelangt mit Sehnsucht in seinem Herzen. Und gleichwohl: so ängstlich er war, musste er lachen über das, was er sah. Niemals hatten seine Augen etwas so Buntes gesehen. „Mit fünfzig Klexen bemalt an Gesicht und Gliedern, so sasset ihr da zu meinem Staunen, ihr Gegenwärtigen. Und mit fünfzig Spiegeln um euch, die eurem Farbenspiel schmeichelten und nachredeten. Vollgeschrieben mit den Zeichen der Vergangenheit, und auch diese Zeichen überpinselt mit neuen Zeichen, so habt ihr euch gut versteckt vor allen Zeichendeutern. Alle Zeiten und Völker blicken bunt aus euren Schleiern; alle Sitten und Glauben reden bunt aus euren Geberden. Wer von euch Schleier und Ueberwürfe und Farben und Geberden abzöge, gerade genug würde er übrigbehalten, um die Vögel damit zu erschrecken. Wahrlich, ich selbst bin der erschreckte Vogel, der euch einmal nackt sah und ohne Farbe; und ich flog davon, als das Gerippe mir Liebe zuwinkte.“

Zarathustra will nicht mehr zum Volke reden; zum letzten Male sprach er zu einem Todten. Das Leben ist eine Quelle der Lust, aber das Gesindel hat alle Brunnen vergiftet. Viele, die sich vom Leben abwandten, wandten sich blos vom Gesindel ab. Viele, die in die Wüste gingen und Durst litten mit den Raubthieren, wollten blos nicht mit schmutzigen Kameeltreibern um die Cisterne sitzen. Die Erde hat eine Haut; diese Haut ist voll von krätzigem Ausschlag; einer davon heisst der Mensch, der überflüssige, der allzuvielen. Wo die Einsamkeit aufhört, beginnt der Markt, und wo der Markt beginnt, fängt der Lärm der Taschenspieler an und das Gesumme der giftigen Fliegen. Zarathustra ist einsamer unter den Allzuvielen, als da er die Einsamkeit der Wüste zur Gesellschaft und Vertrauten hatte.

Zarathustra geht wieder hinauf in die Berge, und da wird seine wilde Weisheit trüchtig. Zum Volke will er nicht mehr sprechen; aber den Einsamen will er den Regenbogen zeigen und alle Treppenstufen, die zum Uebermenschen emporführen. Er sitzt in den Bergen, seine Thiere neben sich, den Adler und die Schlange, das stolzeste Thier unter der Sonne und das klügste Thier unter der Sonne. Und er spricht also zu seinen Lehrlingen:

Einmal war der Geist Gott, dann wurde er Mensch und nun ist er Pöbel geworden. Muthig, sorglos, trotzig, verwegen, — so will uns die Weisheit: sie ist ein Weib und kann blos einen Kriegsmann lieben. Der Krieg und der Muth haben grössere Dinge vollbracht, als jemals die Liebe zum Nächsten. Verachtung vor der Erde, Verachtung vor dem Körper, des Kranken Verachtung vor Körper und Erde, des Kranken Rede von erlösenden Blutstropfen und einer anderen Welt ist keine Treppenstufe zum Uebermenschen.

Der Pöbel drängt sich um den Taschenspieler auf dem Markte, aber die Welt dreht sich unmerklich um den, der neue Werthe für die Dinge schafft. Ich liebe alle, welche sind wie schwere Tropfen, die einer nach dem anderen aus der dunkeln Wolke fallen: sie sehen, dass der Blitz kommt, und gehen als Seher unter. Seht, ich bin ein Seher des Blitzes und ein dunkler Tropfen aus der Wolke; aber dieser Tropfen heisst Uebermensch. Todt sind alle Götter; nur wollen wir, dass der Uebermensch lebe.

Man predigt über Gleichheit unter den Menschen! Es ist der Tyrannenwahnsinn der Ohnmacht, der nach Gleichheit schreit. Aber vergesst nicht, wenn sie sich selbst „die Guten und Gerechten“ nennen, so fehlt ihnen nichts zum Pharisäer ausser — der Macht. Denn das ist meine Rede: die Menschen sind nicht gleich. Und sie sollen es auch nicht werden. Was wäre wohl meine Liebe zum Uebermenschen, wenn ich anders spräche? Auf tausend Brücken und Stegen sollen sie in die Zukunft dringen. Gut und böse, reich und arm, hoch und niedrig und alle Namen der Werthe: Waffen sollen sie sein und klirrende Zeichen davon, dass das Leben sich immer von neuem überwinden muss. In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Absätzen, das Leben; in ferne Weiten will es schauen. Und bedarf es der Höhe, so bedarf es der Absätze und der Widersprüche zwischen den Absätzen, zwischen den aufsteigenden. Steigen will das Leben und sich steigend überwinden. Blos wo es Gruben giebt, giebt es Aufstehungen. Und dies Geheimniss sprach das Leben zu mir: „Sieh“, sprach es, „ich bin das, was sich immer wieder selbst überwinden muss“. Wahrlich, ich sage euch: Gutes und Böses, das unvergänglich ist, giebt es nicht. Aus sich selbst muss es sich immer wieder von neuem überwinden. Mit euern Werthen und Namen für gut und böse übt ihr Macht aus, ihr Wertheschaffenden: und das ist euere heimliche Liebe. Aber eine stärkere Macht wächst empor aus eurer Herrschaft und eine neue Ueberwindung, welche Ei und Eierschale zerbricht. Und er, der ein Schöpfer sein will in gut und böse: wahrlich, er muss zuerst ein Vernichter werden und Werthe zerbrechen.

Die Guten waren immer der Anfang vom Ende. Die Guten hassen den, der die Gesetzestafeln zerbricht und die alten Werthe; sie nennen ihn den Brecher, den Gesetzesbrecher, den Verbrecher, und

kreuzigen ihn. Nicht mehr zu wollen, nicht mehr Werthe zu setzen, nicht mehr zu schaffen, — ewig bleibe mir diese grosse Müdigkeit fern. Zu schaffen, das ist die Erlösung vom Leiden; der Wille befreit: das ist die wahre Lehre von der Freiheit des Willens. Ich ging durch das Volk und hatte meine Augen offen; es ist kleiner geworden und wird immer kleiner; das verursacht ihre Lehre von Glück und Tugend. Immer soviel Schwäche wie Güte, soviel Schwäche wie Mitleid. Tugend: das ist für sie, was zahm macht. Bald werden sie stehen wie dürres Gras, dürstend nach Wasser oder Feuer. O gesegnete Stunde, da der Blitz kommt!

Ich ehre die widerspenstigen Zungen und die wählerischen Magen, die „Ja“ sagen gelernt haben und „Nein“ sagen gelernt haben. Das tiefe Gelb und das heisse Roth; so will es mein Geschmack, der Blut mischt in alle Farben. Denn ich liebe Blut.

Der Uebermensch: in dem Worte liegt, dass der Mensch etwas ist, das überwunden werden muss; es ist eine Brücke, kein Ziel. Du und ihr alle, ihr müsst euch selbst überwinden aus Liebe zum Uebermenschen. Da, wo der Staat aufhört, so seht doch dahin, meine Brüder; seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücke zum Uebermenschen. Nicht die Liebe zum Nächsten lehre ich euch, denn das ist euere schlechte Liebe für euch selbst; auch nicht die Liebe zum Weibe lehre ich euch, denn wäre es nicht besser in Mörderhand fallen, als in die Träume eines brünstigen Weibes? Aber den Freund lehre ich euch: er sei euch das Salz der Erde und eine Ahnung vom Uebermenschen! Frei nennst du dich? frei wovon? Was geht das Zarathustra an? Aber klar soll dein Auge mir es künden: frei wozu? Kannst du dir selbst dein Böses und Gutes geben und deinen Willen über dir aufhängen als dein Gesetz? Du musst brennen in deinen eigenen Gesetzen: wie sollst du sonst neu werden können, wenn du nicht erst Asche geworden? Du Einsamer, du gehst den Weg des Schaffenden: ein Gott will, dass du dich schaffst aus deinen sieben Teufeln. Der, welcher dem Volke verhasst ist wie der Wolf den Hunden, das ist der freie Geist, der Kettenfeind. Frei vom Glück der Knechte, frei von Göttern und Anbetung, unerschrocken und furchtbar, gross und einsam: so ist der Wille des Wahrhaftigen. Er kennt auch die schwerste der Künste, die, zur rechten Zeit — zu gehen. Frei bis zum Tode und frei im Tode; ein heiliger Neinsager, wenn es nicht mehr Zeit ist zum Ja: so versteht er sich auf Leben und Tod. Ein Glück allein kennt er nicht: das Glück des Empfangenden. Seht, das ist meine Armuth, meine Brüder, dass meine Hand nie ausruht vom Schenken. Das ist die Feindlichkeit des Lichts gegen alles, was leuchtet.

Aber ihr Einsamen von heute, ihr werdet einmal ein Volk sein; aus euch, die ihr euch selbst erkoren habt, wird ein auserkorenes Volk erwachsen: — und aus diesem der Uebermensch.

Also sprach der weise Zarathustra.

Eines Tages, als Zarathustra unter seinen Jüngern sass und über die Fragen des Lebens sprach, die tiefen und die hohen, stand einer von ihnen auf und grüsste den Meister:

„Und auch wenn die lange Dämmerung kommt und die Todesmüdigkeit, wirst du an unserem Himmel nicht untergehen, du Fürsprecher des Lebens. Neue Sterne liessst du uns schauen und eine neue Nachtracht. Wahrlich, das Lachen selber spanntest du über uns wie ein buntes Gezelt.“

VII.

Durch die Geschichte der ganzen Menschheit zieht sich ein erbitterter und nimmer ruhender Streit zwischen zwei entgegengesetzten Moralidealen, zwischen zwei, in Princip und Resultat feindlichen Werthschätzungen der Dinge, des Lebens, der Menschen, des Körpers, der Seele, der Handlungen, der Gemüthszustände, der Triebe. Es ist der Streit zwischen der Herrenmoral und der Sklavenmoral, — beide durch ihre Werthbestimmungen: gut — schlecht, gut — böse, charakterisirt.

Die Entstehung dieser Morallehre und Werthbestimmung ist nach Nietzsche („Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“. — „Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift“) folgende:

Die Vornehmen, Mächtigen, Hochstehenden, Hochsinnigen betrachteten und werthschätzten sich selbst und ihr Thun als gut, d. h. ersten Ranges, first rate, im Gegensatze zu den Niedrigen, Niedriggesinnten, Gemeinen und Pöbelhaften. Vermittelst dieses „Pathos der Distanz“ nahmen sie sich das Recht, Werthe zu schaffen und Werthbezeichnungen zu prägen. Das ist der Ursprung der Werthbezeichnungen: gut — schlecht (also nicht aus der Nützlichkeit der unegoistischen Handlung, wie die englischen Moralgenealogen meinen). Zu dieser genealogischen Theorie ist Nietzsche ganz wesentlich durch die Fingerzeige der Etymologie gelangt, durch die Untersuchung, welche Bezeichnung die verschiedenen Sprachen für den Begriff „gut“ hatten. Er fand, dass sie alle zu einer und derselben Begriffsverwandlung zurückführten, dass überall „vornehm“ als Standesbezeichnung der Grundbegriff war, aus dem „gut“ im Sinne von „seelisch-vornehm“ sich entwickelte, und dass parallel mit dieser Entwicklung eine andere lief, in welcher der Charakter der niederen Kaste zusammenfloss mit dem „seelisch-schlechten“ (das beste Beispiel ist die Identität des deutschen Wortes „schlicht“ und „schlecht“).

Einen ganz anderen Ursprung hatte dagegen die Sklavenmoral. Während alle aristokratische Moral heranwuchs aus einem triumphierenden „Ja“-Sagen zu sich selbst, beginnt die Sklavenmoral damit,

„Nein“ zu sagen zu dem, was ausser ihr ist, zu dem „anderen“, zu dem „Nicht-Ich“; und dieses „Nein“ ist es, was ihre schaffende That ist. Die Sklavenmoral bedarf zu ihrer Entstehung einer ihr gegenüber und ausser ihr stehenden Welt; sie bedarf, physiologisch gesprochen, äusserer Einwirkungen, um selbst in Thätigkeit gesetzt zu werden; — ihr Handeln ist blos rückwirkend. Ein entgegengesetztes Verhältniss fand bei der aristokratischen Werthbestimmung statt: diese wirkt und wächst aus sich und sucht ihren Gegensatz nur auf, um noch dankbarer, noch jubelnder „Ja“ zu sich selbst zu sagen, — ihr negativer Begriff ist „gemein“. Der Begriff „schlecht“ ist blos ein späteres blasses Gegenbild. Die Sklavenmoral ihrerseits geht von etwas Negativem, von dem an dem Feinde (d. h. dem Herrn) als Gegensatz Wahrgenommenen aus; dieser wird als „böse“ gestempelt.

Solchermaassen sehen wir den grundwesentlichen Unterschied in Ursprung und Wesen zwischen dem „schlecht“ vornehmen Ursprungs und dem „böse“, das aus dem Hasse der Niedriggestellten gegen den Herrn entsprungen. Ersteres ist eine Schöpfung aus zweiter Hand, etwas Nebensächliches, eine Complementärfarbe; letzteres dagegen das Original, der Anfang. Aber diese beiden, untereinander so verschiedenen Werthschätzungsbezeichnungen stehen einer und derselben Werthbezeichnung gegenüber, dem „gut“. Dieser Begriff „gut“ ist indessen nicht ein und derselbe in beiden Fällen. Denn was ist der „Böse“ nach der Auffassung der Sklavenmoral anders als der „Gute“ der Herrenmoral, — der Vornehme, der Mächtige, der Herr, aber umgefärbt, umgedeutet, gesehen mit dem Auge des Sklaven.

Zwischen diesen beiden instinctiv entgegengesetzten Typen der moralischen Werthschätzung ist während der ganzen Entwicklungsgeschichte der Menschheit ein erbitterter, nimmer ruhender Kampf gefochten worden. In der Priesterkaste wurde die Sklavenmoral zuerst durchgeistigt, verfeinert, geläutert; denn die Priesterkaste bestand aus den Schwachen, den Kranken, in deren Interesse es lag, die Werthe der Herrenmoral umzukehren. Mit den Juden, diesem hass erfüllten Priestervolke, begann der Sklavenaufbruch in der Moral. Die culturhistorische Aufgabe des Judenthums setzte sich dann unter dem Christenthume fort. Aus der Hassmoral des Judenthums erwuchs die Liebeslehre des Christenthums, wie die Krone aus dem Stamm des Baumes. Jesus von Nazareth, das verkörperte Liebesevangelium, der Erlöser der Armen, Kranken und Sündigen, führte er — historisch — nicht auf einem Umwege zurück zu den jüdischen Werthbestimmungen? Hat nicht Israel gerade durch diesen, seinen grössten Widersacher das letzte Ziel seiner erhabenen Rachsucht erreicht und unter dem Zeichen des Kreuzes zwei Jahrtausende lang mit seiner Rachemoral über jedes vornehmere Ideal triumphirt, das sich in der Menschheit erhob? Judäa gegen Rom, — das war die Sklavenmoral im Kampfe

mit der Herrenmoral. Judäa hat gesiegt. Allerdings stand in der Renaissance das antike Ideal wieder auf, die aristokratische Werthbestimmung, — und ihre letzte Abendröthe lag über Frankreich unter dem „ancien régime“, aber mit den beiden grossen plebejischen Bewegungen: der deutsch-englischen Reformation und der französischen Revolution stürzten die Tempelreste der Antike zusammen, und auf ihnen erbaute das 19. Jahrhundert seine ungeheure Arbeiterkaserne. Die moderne Demokratie ist der letzte Ausläufer des Plebejerthums, das mittels des Christenthums sich zur Macht emporschwang. Was enthielt dieses Ideal?

Das herrschende Element desselben ist das altruistische. Es hat Tugenden aus allen Unzulänglichkeiten des Schwachen, des Unterdrückten, des Kranken gemacht und den Starken, den Frohen, den Herrn mit dem Brandmal des Missethätters gezeichnet. Es hat alle die Eigenschaften verherrlicht, durch die es sich selbst im Lebenskampfe aufrecht erhalten konnte, die Liebe zum Nächsten, das Mitleid, die Selbstaufopferung. Es ist ein lebensfeindliches, ein asketisches Ideal, das die Welt unter den schweren Schlagschatten der Ewigkeit legte.

Zuerst und vor allem hat es in seiner Lehre über schlechtes Gewissen, Sünde, Schuld und Strafe eine Schar von Peinigern auf die Menschheit losgelassen. Die Entstehung des schlechten Gewissens erklärt Nietzsche folgendermaassen: Der erste Staat wurde dadurch gegründet, dass eine Herrenrasse sich eine an Zahl überlegene Bevölkerung unterwarf, der es an Widerstandskraft fehlte, und sie zum Gehorsam zwang. Diese Halbthiere, die gewohnt waren, frei umherzustreifen, wurden nun in die Zwangsjacke der Gemeinschaft gesteckt, — das war ungefähr, wie wenn ein Wasserthier plötzlich aufs flache Land versetzt würde. Alle Instinkte, die sich vorher nach aussen gewandt, wandten sich nun nach innen, da sie nicht länger in der natürlichen Richtung wirken durften; die Instinkte des wilden, umherstreichenden Menschen kehrten sich gegen ihn selbst: Grausamkeit, Verfolgungssucht, Zerstörungsdrang, das Bedürfniss nach einem Feinde, mit welchem man streiten kann. Der Trieb, der der centrale und vorherrschende im Menschengeschlecht ist: der Freiheitsinstinkt oder der Wille zur Macht, plötzlich und gewaltsam von aller Wirksamkeit an äusseren Gegenständen abgesperrt, wandte sich gegen die inneren, seelischen Erscheinungen. Dieser Thier-Mensch, den man zähmen will und der sich blutig reibt an den Gitterstangen des Käfigs, dieser schmachthende, verzweifelte Gefangene, der mit Einem Male von seinem vorherigen, natürlichen, thierischen Dasein abgesperrt worden, stellt seine alten Instinkte als etwas auf, das bekämpft, unterdrückt, vernichtet werden muss. Solchermaassen wird der ehemalige Kern der

Natur zum „bösen Gewissen“. Diese neue Erscheinung: der Mensch mit dem bösen Gewissen, bemächtigt sich nun der religiösen Vorurtheile in Betreff einer Schuld gegen Gott, und erst dadurch wird die Krankheit auf ihre fürchterlichste und höchste Spitze getrieben. Er ergreift in Gott den letzten äussersten Gegensatz zu seinen Thierinstinkten; er deutet eben diese seine Thierinstinkte als Schuld gegen Gott um; er spaltet sich in den Gegensatz Gott und Teufel; er wirft jedes „Nein“, das er zu sich selbst und der Unnatur seines Wesens sagt, als ein „Ja“, als ein Seiendes, als etwas Körperliches, Wirkliches, als Gott, als eine andere Welt, als Ewigkeit, als Hölle, als endlose Marter, als eine Unermesslichkeit von Schuld und Strafe aus sich heraus.

Was bedeutet ein asketisches Ideal? Es entspringt aus den Schuld- und Bussinstinkten eines entarteten Lebens. Es ist ein Kunstgriff, erfunden, um den Verzweifelnden ans Leben zu binden. Dem irdischen Dasein des Menschen gebrachen Ziel und Sinn; der Mensch litt unter dem unauflöselichen Räthsel des Daseins. Es war nicht das Leiden selbst, worunter er am meisten litt, sondern die Zwecklosigkeit dieses Leidens. Dem half das asketische Ideal ab; es lehrte den Menschen alles Leiden unter dem Gesichtspunkte der Strafe zu betrachten. Das böse Gewissen wurde zur Sünde umgedeutet, das Leiden wurde Strafe. Das war das grösste und folgenschwerste Kunststück der religiösen Interpretation: der Kranke war zum Verbrecher gemacht, aber der Wille war gerettet, das Leben hatte eine Bedeutung erhalten, das Streben der Menschen einen Sinn. Es war allerdings ein Wille gegen das Leben, gegen den Körper, gegen die Erde, ein Wille gegen Schönheit und Glück, ein Wille zum Nichts, aber es war doch ein Wille.

Gerade in unseren Tagen hat die Sklavenmoral ihr Ideal nach aussen gewandt, und seine Eingeweide liegen bloss vor aller Augen. Das gegenwärtige Geschlecht leidet unter allen Folgen und allen Gefahren derselben. Wir starren dem Menschentypus, den es allmählich durch Jahrhunderte aufgesügt hat, mit einem Schauder ins Gesicht; denn es ist das Antlitz des Hassers auf dem Körper des Sklaven. Europa's Auswurf beschmutzt mit seinem Befingern das Gottesbild im Allerheiligsten des Menschengestes. Unlust, Ekel am Leben, Müdigkeit und Widerwille gegen die Menschen, — sie fressen wie ein schleichender Schwamm das Mark aus dem Rückgrate des Geschlechts und bohren sich ein in die edelsten Theile des Organismus. Man versteht alles und liebt nichts, schätzt nichts, entflammt sich für nichts; man hat den Geschmack verloren und nennt es Objectivität, man hat den Geruch seiner Seele verloren und nennt es „Dilettantismus“; man ist impotent wie ein Greis und verbirgt das Elend unter der Schminke und den bunten Lumpen von Worten. Das Gleichheitsprinzip, auf den Märkten von Schreihälsen gepredigt und

von Philosophen in System gesetzt, schwingt über den Häuptern der versammelten Menschheit seine ungeheure Sichel, weitemfassend wie ein Regenbogen, dass nicht ein Haupt sich über das andere erhebe. In die Wissenschaft selbst dringt die Krankheit und läuft durch ihre Adern wie eine schleichende Vertaubung; englische Spiessbürgerweisheit und französischer Femininismus paaren sich und zeugen das Krüppelgeschlecht der „modernen Ideen“; der Forscher wird ein kurz-sichtiger Specialist, der seine eigene Ohnmacht in Verachtung für alle synthetischen Aufgaben umsetzt; und die Philosophie selbst begnügt sich damit, die Essenz aus dem gehäuften Wissen der Gegenwart auszupressen, oder die uneigennütigen Instinkte so lange zu vergeistigen, bis sie zuletzt die alleinigen Werthe sind, auf die gestützt man „Nein“ sagen kann zum Leben und zu sich selbst.

Deshalb, sagt Nietzsche, drängt alles gerade jetzt zu einer radicalen „Umwerthung aller Werthe“. Es handelt sich darum, das Herrenrecht an den Hochsitz geltend zu machen. Fort aus der Welt mit dem bösen Gewissen, den asketischen Idealen. Und müsst ihr ein Zeichen haben, so hängt ein flammendes Fragezeichen am Himmel auf, — das grosse Fragezeichen, das hinter dem Worte steht: was bedeutet der Wille zur Wahrheit? Damit die Menschen in seinem Lichte den Weg finden zu „Jenseits von Gut und Böse“. Mag die grosse Gefahr kommen, die das Geschlecht, das sein höchstes Ziel daran gesetzt, alle Quellen zur Furcht auszutrocknen, zwingt, das Messer aus dem Gurt zu ziehen. — Alle Stände vermischen sich gegenwärtig, und die charakteristischen Züge aller Nationalitäten laufen zu einem Totalbilde ineinander, — schon kündet eine feine deutliche Linie die grosse Spaltung der Zukunft in Herrenkaste und Sklavenkaste an. Wann wird er kommen, der Erstgeborene der neuen Zeit, der cäsarische Züchter der Cultur, der Böse, der Fürchterliche, der Tyrannische, halb Raubthier, halb Schlange, dankbar gegen Gott, Teufel, Schaf und Wurm in seinem Innern, neugierig bis zum Laster, Forscher bis zur Grausamkeit, der Versteher der Einsamkeit und ihr Freund? — wann wird er kommen, der den Siegestanz spielt auf den Saiten des Daseins und das Leben singen macht? — der neue Zarathustra, der Erste der Arier, wann wird er aufgehen, der blonde Herr, gleich der Morgenröthe über dem Meere?

Nietzsche's jüngstes, im Laufe des Jahres 1889 erschienenen Buch „Götzendämmerung, oder: Wie man mit dem Hammer philosophirt“ bezeichnet keinen Fortschritt in seiner Production und liefert keinen neuen Beitrag zu seiner Charakteristik. Dieselben Themata, von denselben Seiten gesehen und auf dieselbe Art behandelt! Nach der „Genealogie der Moral“ hätte man erwarten können, dass jede einzelne von Nietzsche's künftigen Arbeiten eine Ausführung jener kühnen, zu-

sammengedrängten Sentenzen sein würde, aus denen seine frühern Werke sich in conglomeratartiger Mannichfaltigkeit zusammensetzten, — Commentare nach der Breite und Tiefe. Aber das ist nicht der Fall. Die „Götzendämmerung“ ist eine Häufung von Bildungen, eine Gruppe von Centren, um die sich Ablagerungen angesetzt haben; sie bezeichnet einen Rückfall ins Zerstreute und Zersprengte, ins Umherstreifen aufs Gerathewohl, in zusammenhanglos hingeworfene Aphorismen; — es sind die Tagebuchaufzeichnungen eines genialen Touristen.

VIII.

Nach diesem Résumé kann ich den Faden wieder anknüpfen, den ich in der ersten Abtheilung meiner Studie fallen gelassen. Vielleicht ist jetzt meine Aeusserung besser verständlich, dass die Wirksamkeit anderer moderner Geister, Mill's, Darwin's, Taine's z. B., den kleinen Wellen auf dem grossen Entwicklungsocean gleicht, während Nietzsche der eigentliche centrale Sturmherd ist, von dem die grossen Wogen ausgehen.

Er bezeichnet eine, sowohl in Wesen wie in Form gewaltsame Reaktion gegen im Grunde alle die Richtungen und Tendenzen, die man vorzugsweise die der Gegenwart nennen kann; er steht wie eine unerschütterliche Granitklippe mitten im Flussbett, und die Zeitwellen brechen sich an ihrem Fuss. Das springt zunächst in die Augen; aber damit ist Nietzsche's Rolle und Bedeutung nicht zu Ende. Er hat die Basis für seine Lebensanschauung so in der Tiefe gesucht, er hat seine Schläge gegen einen so uralten Culturbaum gerichtet, dass der Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Ideal, dem er zum Ausdruck verholfen, Jahrtausende umfasst. Er hat die Culturarbeit zweier Jahrtausende gesammelt und diese ganze, anscheinend so bunte Masse von Phänomenen zu einer leicht überschaubaren Gruppe reduziert deren sämtliche Elemente sich als nahe verwandt, ja als im Grunde, eines erweisen; und was er in brutalem Kontrast dagegen aufstellt, hängt mit so tief liegenden Schichten in der menschlichen Natur zusammen, dass es der Arbeit langer Zeiten bedürfen wird, diese Schichten ans Tageslicht heraufzuheben. Was Nietzsche bekämpft, ist der Zeitgeist als der historisch grellste Ausdruck eines während Jahrtausenden gereiften Ideals; was er giebt, ist bloß ein ganz kleiner Same, der unüberschaubarer Zeitstrecken bedarf, um zu einem Baume aufzuwachsen, aber der, wenn er sich einmal grossgewachsen hat, von jener besondern Art ist, dass die ganze Menschheit in einer langen Folge von Geschlechtern in seinem Schatten wird ruhen, denken, träumen und arbeiten können.

Nietzsche gehört jener Kategorie grosser Geister an, die man die Seher nennt. Er anticipirt das Kommende durch intuitive Gesichte. Er reproduzirt diesen intuitiv empfangenen Inhalt in dichterischer Form. Wie alle Geister aus der Gruppe und von der Art, zu der er gehört, gelangt er zu den neuen, allgemein menschlichen und allnaturumfassenden Wahrheiten durch Vertiefung in das eigene Ich: er ist der tiefste aller modernen Geister, weil er der subjektivste von ihnen allen ist. Hat man die Art von Nietzsche's produktivem Wirken, Sehen und Schaffen beobachtet und fixirt, so ist es doppelt interessant, zu konstatiren, wie ein anderer moderner Geist, der ein Vollblutrepräsentant der nüchternen, faktischen, langsamen Detailforschung ist, unter Anwendung einer ganz anderen Methode zu — wie es den Anschein hat — ungefähr gleichen Resultaten kommt. Ich meine Lombroso's Untersuchungen über Verbrecherpsychologie und seine Zweitheilung des Menschengeschlechts, die er, auf seine Untersuchungen gestützt, zu formuliren sich befugt fühlt. Denn fällt nicht im Grunde die Grenzlinie, die er — bis auf Weiteres allerdings nur mit einigen wenigen, weit auseinanderliegenden Punkten — zwischen dem Verbrecher und dem Typus des normalen Menschen zieht, zusammen mit der, die sich allerdings als eine tiefe Kluft aufthut, zwischen Nietzsche's Herrenkaste und Sklavenkaste?

Die von Nietzsche verkündigten Grundideen gehören zu denen, die auf allen Gebieten von Leben und Cultur aufgestellt werden können; und in Wahrheit lässt sich nichts Einzelnes in ihrem Geiste verändern, ohne dass all das andere mitfolgt. Huldigt der Dichter ihnen, so müssen sie eine ganz neue Litteratur aus ganz neuen Voraussetzungen schaffen; — wird ihnen das tägliche äussere Leben angepasst, so müssten sie das Aussehen der Städte, den Verkehr der Menschen unter einander, Trachten und Lebensgewohnheiten von Grund aus verändern; sie müssten in der Hand des Gesellschaftsreformators bisher ungesehene soziale Constellationen hervorrufen.

Aber auf einem Gebiet würden sie ganz besonders heftige Umwälzungen veranlassen, auf dem der Moral nämlich. Die Stufenleiter der menschlichen Werthe und Pflichten würde umgekehrt werden, andere Temperamente, eine andere Seelenbeschaffenheit, andere Handlungsmotive und Eigenschaften, als die bisher gepriesenen, würden die vorbildlichen werden. Die starken Individualitäten, die stolzen, selbstwilligen Naturen würden auf eine ganz andere Art, als bisher, Spielraum bekommen. Hierin liegt Nietzsche's grösste That; sein Streben bezeichnet die grösste Revolution, die die Geschichte der Moral seit dem Kampf des Christenthums mit der Antike aufzuweisen hat.

Durch jede Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung zu beziehen:

Bücher und Schriften

von

Friedrich Nietzsche.

Verlag von E. W. Fritsch in Leipzig:

- Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.** Neue Ausgabe mit dem Versuch einer Selbstkritik. (1886.) M. 3,—
- Unzeitgemässe Betrachtungen.**
- Erstes Stück: *David Strauss, der Bekenner und der Schriftsteller* „ 2,40
- Zweites Stück: *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben* „ 2,40
- Drittes Stück: *Schopenhauer als Erzieher* „ 2,40
- Viertes Stück: *Richard Wagner in Bayreuth* „ 2,40
- Idem, traduit par Marie Baumgartner avec l'autorisation de l'auteur „ 2,—
- Menschliches, Allzumenschliches.** Ein Buch für freie Geister.
- Erster Band. Neue Ausgabe mit einer einführenden Vorrede. (1886.) „ 7,50
- Idem. Zweiter Band. Neue Ausgabe mit einer einführenden Vorrede.
- Erste Abtheilung: Vermischte Meinungen und Sprüche.
Zweite Abtheilung: Der Wanderer und sein Schatten. (1886.) „ 7,50
- Also sprach Zarathustra.** Ein Buch für Alle und Keinen. In drei Theilen „ 7,—
- Morgenröthe.** Gedanken über die moralischen Vorurtheile. Neue Ausgabe mit einer einführenden Vorrede. (1887.) „ 7,50
- Die fröhliche Wissenschaft.** (*La gaya scienza*.) Neue Ausgabe mit einem Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei. (1887.) „ 7,50

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig:

- Jenseits von Gut und Böse.** Vorspiel einer Philosophie der Zukunft „ 5,—
- Zur Genealogie der Moral.** Eine Streitschrift „ 3,50
- Götzen-Dämmerung,** oder: Wie man mit dem Hammer philosophirt „ 2,25

Druck von Adolph Mehnert, Leipzig.

28 JUN 1918

T 52 280 982

1897-1083